



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

⊙: Die Aerzte zu Urgroßvaters Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenn aber unterdeß der Garten verwildert, wird er bald auch die geschmückte Rose überwuchern und ihr Luft und Licht zum Leben entziehen. Es tritt hier eben in Betreff des Wohles des Einzelnen, wie des der Gesellschaft die große Bedeutung der Umgebung für das Erblichkeitsgesetz des Fortschritts in ihr Recht. Die Umgebung bildet und bestimmt den Einzelnen vom ersten bis zum letzten Athemzuge und legt Keime des Heils oder des Unheils in den Schooß der Gesellschaft. Die Folgen befestigen sich als Zustände der Gesellschaft; die Zustände werden konkret in numerischen Verhältnissen sittlicher Erscheinung und schrecken uns dann mit dem Bilde eines Fatums, eines unabwendbaren Schicksals. Solche Zustände zu ändern, das sittliche Niveau der Gesellschaft zu erhöhen — und das ist das Beruhigende —, wird um so sicherer gelingen, je mehr Einzelne innerhalb der Gesellschaft in gemeinnütziger Thätigkeit dahin streben, die Gewohnheiten, die Kenntnisse, die Bildung und das sittliche Bewußtsein aller Volksklassen, mit denen sie in Berührung kommen, zu bessern und zu vervollkommen. Die Zukunft wird dann mit den Zahlen der Kriminalstatistik bezeugen, was der freie menschliche Wille geschaffen hat.

E. Wiß.

Die Kerzte zu Argroßvaters Zeit.

Wenige Wissenschaften haben im Laufe der letzten hundert Jahre eine so tiefgehende Umgestaltung erfahren, wie die Medizin, und zugleich hat sich die Ausübung der ärztlichen Kunst außerordentlich verbessert. Namentlich bezeichnen die letzten drei oder vier Dezennien einen Fortschritt, wie nie zuvor. Die Heilkunde unserer Tage sieht von aller philosophischen Spekulation ab, läßt sich möglichst wenig auf Hypothesen ein, vermeidet vorschnelles Systematisiren und hält sich in allen Fragen, vor die sie gestellt wird, einzig an das, was die gesunden fünf Sinne und eine nüchterne Ueberlegung zeigen und anrathen. In der alten Zeit war ungefähr das Gegentheil die Regel. Aber die Gesamtheit der philosophischen Richtungen, die von den Tagen des Hippokrates an bis auf die Glanzperiode der Schelling'schen Naturphilosophie sich mit der Kunde vom gesunden und kranken Menschen zu schaffen machten, ist nicht halb so fruchtbar an bleibenden Ergebnissen gewesen, wie die wenigen klaren Geister, welche sich in unserer realistischen Zeit bei ihren Versuchen, die Medizin zu vervollkommen, lediglich auf eine unbefangene Beobachtung der Natur

gestützt haben. Alle Zweige der Heilkunde haben durch die innige Verbindung, welche dieselbe mit den Naturwissenschaften eingegangen ist, wesentlich gewonnen. Die Anatomie hat mit Hilfe verbesserter Mikroskope den Bau auch der kleinsten Körpertheilchen in's rechte Licht gestellt. Die Physiologie hat sich an die Ergebnisse dieser Untersuchungen gemacht und ist mit Benutzung der physikalischen Wissenschaften dahin gelangt, Lebensvorgänge, die man früher mit der oder jener geheimnißvollen Triebkraft zu erklären bemüht war, auf chemische und physikalische Gesetze zurückzuführen. Die Pathologie ist seit allgemeiner Einführung der Perkussions- und Auskultationskunst um ein höchst werthvolles Untersuchungsmittel bereichert, das unsern Gesichtskreis erheblich erweitert hat. Die pathologische Anatomie trägt der praktischen Medizin eine Leuchte voran und verspricht über das Wesen der Krankheiten noch bedeutsame Aufschlüsse zu ertheilen. Chirurgie und Geburtshilfe sind durch verbesserte Methoden und Instrumente, sowie durch geläuterte Anschauungen von den Erkrankungs- und Heilungsprozessen auf eine Höhe gebracht worden, die man vor Beginn unseres Jahrhunderts, ganz zu schweigen von früherer Zeit, kaum geahnt hat. Die Spezialfächer der Medizin, wie Augen- und Ohrenheilkunde, haben sich gleichfalls an diesen mächtigen Fortschritten betheiliget. Von der inneren Medizin gilt Aehnliches: sie baut nicht mehr nosologische Systeme auf, huldigt aber um so eifriger einer gründlichen und allseitigen Untersuchung der Kranken. Am wenigsten befriedigt noch der Zustand der Therapie innerer Krankheiten, wo noch allen Richtungen, selbst den sich geradezu widersprechenden, gehuldigt wird, und ohne festes Prinzip sowie ohne genügende Unterlagen aus der Erfahrung die aller verschiedensten Hebel zur Beseitigung körperlicher Uebel angelegt werden. Indes ist, wenn wir den Gang in's Auge fassen, den die medizinische Theorie und Praxis als Ganzes in unserer Zeit eingeschlagen haben, auch nach dieser Seite hin Gutes zu hoffen und mit Sicherheit zu erwarten, die Wissenschaft vom Leben und die Kunst, es zu vertheidigen und zu verlängern, werde in ihren Leistungen von Jahr zu Jahr mehr den Anforderungen entsprechen, die wir an sie zu stellen berechtigt sind.

Wie es hiermit sowie mit den übrigen Disziplinen der Heilkunde zur Zeit, wo unsere Urgroßväter geboren wurden, also etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und in den unmittelbar vorhergehenden Dezennien stand, soll im Folgenden an einigen Beispielen gezeigt werden.

Das Mittelalter hatte sich in der Medizin, soweit es sie wissenschaftlich zu treiben bemüht war, fast ausnahmslos an die Araber gehalten, die ihrerseits sich slavisch an das Dogmengebäude Galen's anlehnten und es nur mit dialektischen Spitzfindigkeiten ausbauten, welche man damals höher schätzte als alle Beobachtung. Daneben hatte die hauptsächlich von Mönchen und Nonnen

geübte Heilkunde einen geistlichen Charakter angenommen: der religiöse Glaube war gewissermaßen Universalmittel, die ärztliche Kunst zu einer christlichen Magie geworden, die vorzüglich mit den Heilapparaten der Kirche: Gebeten, Beschwörungen und Weihwasser operirte. So folgte die mittelalterliche Medizin einerseits der trostlosesten Verstandesrichtung, während sie andererseits von dem Glauben an Wunder und die Wirksamkeit geheimnißvoller Mächte überzeugt war. Anatomische Studien waren lange Zeit mit dem Kirchenbanne bedroht. Bei Prognosen und Kuren ließ man sich vom Stande der Gestirne leiten. Beinahe die ganze Diagnostik beruhte auf Pulsfühlen und Harnbeschauen.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es mit der Wiederbelebung des Studiums der griechischen Literatur wie auf dem Gebiete anderer Wissenschaften so auch auf dem der Heilkunde etwas besser, indem man das Joch Galen's und der Araber abzuwerfen und zu Hippokrates zurückzukehren begann, der vorurtheilsfrei sich rein auf die Beobachtung gestützt hatte. Indes hielt man sich nicht sowohl an dessen Geist, als an dessen Buchstaben, und so verfiel man in neue Sklaverei. Dem gegenüber bestrebten sich Paracelsus und seine Schule, die Medizin auf den rein künstlerischen Standpunkt zurückzuführen, den ihr jener altgriechische Arzt angewiesen. Dieser Standpunkt konnte indes um so weniger genügen, als ihn die Paracelsisten mit den mystischen Wolken der Neuplatoniker umgeben hatten. Es galt, mit Benutzung der Naturkunde die Medizin zur Wissenschaft zu erheben. Diese Aufgabe wurde von den Chemiatrikern und Sotromechanikern mit Eifer in Angriff genommen, aber ungenügend gelöst. War den Paracelsisten der Mensch die Natur im Kleinen, der Mikrokosmos gegenüber dem Makrokosmos, die Wassersucht eine mikrokosmische Ueberschwemmung, die Atrophie eine Dürre, der Schlagfluß ein Blitz im Mikrokosmos gewesen, so faßte die chemiatriische Schule den ganzen Lebensprozeß als eine Reihenfolge von chemischen Vorgängen, von Gährungen und Aufwallungen der Galle, des Speichels und anderer Säfte auf und gründete die gesammte Pathologie auf den Konflikt dieser „Schärfen“. Ihre Therapie stand damit im Einklang: sie stellte den Schärfen die chemisch neutralisirenden Mittel entgegen und trieb mit Abführungen, flüchtigen Salzen, giftwidrigen Tränken, säurebindenden und schweißtreibenden Arzneien den ärgsten Mißbrauch, dem Tausende zum Opfer fielen. Die Sotromechaniker dagegen sahen, von der Entdeckung des Kreislaufs des Blutes durch Harvey ausgehend, alle Funktionen des Lebens nur als räumliche Veränderungen und jedes Organ als mechanisches Werkzeug an und ließen höchstens noch einiges Gähren und Aufbrausen des „Nervensaftes“ als Lebenszeichen gelten. In den Zähnen erblickten sie Scheeren, im Magen eine Flasche, in den Adern hydraulische Röhren, im Herzen den Stempel einer Wasserkunst, in den Eingeweiden

Siehe, in den Muskeln Hebel. Die Empfindungen waren Schwingungen der gleich Saiten gespannten Nerven, die Absonderungen Folge des Druckes der Gefäße auf das Blut, die meisten Krankheiten nichts als Störungen der Säfte. Alles wurde durch Zahlen ausgedrückt, durch mathematische Formeln und Figuren erläutert und mit Maß und Waage bestimmt. Doch blieb man mit diesen wunderlichen Ansichten auf dem Gebiete der Theorie und schlug in der Praxis den von Hippokrates empfohlenen empirischen Weg ein, sodaß die Menschheit von den Dogmen dieser Schule wenig zu leiden hatte.

So war die praktische Medizin um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Wirrsal von Wahrheit und Dichtung, von Erfahrungen und phantastischen Vermuthungen. Es galt, sie der Herrschaft der Physiologie zu entreißen, die damals ein Gewebe von richtigen Beobachtungen und überkühnen Hypothesen war, und sie in die Arme der wahren Erfahrung zu führen. Dies geschah durch Sydenham, doch auch nur bis zu einem gewissen Grade. Derselbe glaubte zwar, nur durch genaue Erforschung sämtlicher Krankheitserscheinungen zum Ziele gelangen zu können, gestattete sich aber doch gewisse Voraussetzungen, die zu seiner Zeit als feststehende, keines Beweises bedürftige Wahrheiten galten, und damit gerieth auch er nicht selten in bedenkliche Irrthümer. Dennoch hat er sich große Verdienste erworben, die hauptsächlich in dem Zurückgreifen auf den Geist der hippokratischen Beobachtung, in der Darstellung der Krankheit als eines durchaus gesetzmäßigen Lebensvorganges, in der Begründung der wissenschaftlichen Epidemiographie, in der Lehre von den Krankheitsprozessen und in der Wiedereinsetzung der Naturheilskraft als des obersten Grundsatzes der Therapie bestehen, wozu noch kommt, daß er die Nothwendigkeit der spezifischen Heilmethode nachwies und den Arzneimittelvorrath beträchtlich vereinfachte.

Einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der Medizin bezeichnet zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Kleeblatt von Ärzten deutschen Stammes: Boerhave, Hoffmann und Stahl. In den Schulen der Chemiatriker und Patromechaniker hatte der Wunsch nach wissenschaftlicher Begründung der Heilkunde seinen Ausdruck gefunden, aber man war hierdurch fast nur reicher an Hypothesen geworden. Vertreter der Reaktion gegen den unseidlichen Zustand, der sich daraus gestaltete, war Sydenham gewesen, der auf dem Wege wissenschaftlicher Erfahrung auf den künstlerischen Standpunkt des Hippokrates zurückgekehrt, dabei aber ungerecht gegen die Fortschritte der Physiologie und Anatomie geworden war. So kam es darauf an, der praktischen Heilkunde bei aller Anerkennung ihrer künstlerischen Aufgabe die Vortheile zu sichern, die jene Fortschritte ihr gewähren konnten. Dieses Ziel setzte sich Boerhave, welcher mit voller Ueberzeugung von dem Werthe der Therapie und mit der größten

Verehrung vor Sydenham gründliche mathematische und physiologische Kenntnisse verband. Während er aber bei dem Versuche, den Hippokratismus mit der physiologischen Medizin in Einklang zu bringen, noch ganz den Standpunkt der Fatrophysiker einnimmt, verwandelt sich derselbe bei Hoffmann und Stahl mehr und mehr zum Dynamismus, indem bei jenem die eigentlich thätige Substanz sich zu den feinsten Lebensgeistern verflüchtigt, während dieser der immateriellen Seele alles Thun und Leiden des Körpers zuschreibt.

Hoffmann schreibt unter dem Einfluß der Leibniz'schen Monadenlehre den Körpern als solchen Kräfte zu, die sich auf die mechanischen Eigenschaften der Kohärenz und des Widerstandes zurückführen lassen. In den thierischen Körpern bilden sich nach ihm diese Eigenschaften zum Tonus aus; der eigentliche Träger des Lebens aber ist ihm der im Blut und Gehirn enthaltene „Aether“, welcher bei den Thieren durch die Nerven strömt und bei den Menschen außerdem mit Lymphe gemischt ist. Da diese Nervenflüssigkeit sich aber, um wirken zu können, ebenfalls bewegt, und zwar nach mechanischen Grundsätzen, und da diese Bewegung wieder einer Ursache bedarf, so schrieb Hoffmann — ohne zu bemerken, daß er damit die Einheit seines Systems untergrub — der Lehre von der Beseeltheit der Monaden folgend, jedem Theilchen des Blut- und Gehirn-äthers eine Idee von seinem Zwecke, also eigenen Bewegungstrieb zu. Durchaus folgerichtig dagegen haute er auf diese Annahmen seine Pathologie und Therapie auf. Das Wesen der Krankheit ist ihm Störung des physiologischen Tonus der festen Theile, Erschlaffung, Anspannung und übermäßige Bewegung. In empfindlichen Theilen erscheint die letztere als Schmerz, in beweglichen als Krampf. Diese Zustände beruhen nach ihm auf dynamischem Grunde, nämlich auf Schwankungen des Nervenprinzips. Das Vorkommen von Krankheiten der Säfte erklärt er mit einer durch Erschlaffung oder Spannung der Gefäße entstandenen Stockung und Verderbniß. Die wahren Verdienste Hoffmann's um die Pathologie liegen aber nicht hierin, sondern in seiner Lehre von den Krankheitsursachen, die er sehr sorgfältig bearbeitete, und als deren wichtigste er Ueberfülle von Säften und abnorme Mischung der atmosphärischen Luft bezeichnete. Die Arzneien Hoffmann's richten sich theils gegen seine allgemeinen Krankheitskategorien, Krampf und Erschlaffung, theils gegen die Krankheitsursachen, Fehler der Säfte u. dgl. Sie bestehen aus wenigen Mitteln, und er meint, daß der Arzt außer gewissen diätetischen Vorschriften, auf die er großes Gewicht legt, deren nicht mehr als etwa ein Duzend bedürfe. Lieblingmittel sind ihm Wein, ätherische Oele, Gewürze, China, Kampfer, Eisen und das Wasser von Heilquellen; mit besonderer Vorliebe aber wendete er seinen Liquor anodynus mineralis, sein Balsamum vitae und das Elixir

viscerale an; dabei verschmähte er es, der damaligen Sitte gemäß, nicht, sich durch Verkauf von Geheimmitteln zu bereichern.

Die Einfachheit und praktische Verwendbarkeit des Hoffmann'schen Systems und der Umstand, daß es sich mit dem Hippokratismus und der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftretenden und epochemachenden Irritabilitätslehre Haller's vereinigen ließ, verschafften ihm nicht allein eine große Zahl von Anhängern, sondern erhielten es auch sehr lange Zeit bei vielen Praktikern in Ansehen. Ein Irrthum aber wäre es, wenn man meinen wollte, es sei in der Zeit, die wir im Nachstehenden charakterisiren wollen, von allen, die sich Aerzte nannten, anerkannt und befolgt worden. Wir haben auf den letzten Seiten nur von der Theorie, von der ärztlichen Wissenschaft und deren Fortschritten gesprochen. Die Praxis nahm hiervon in weiten Kreisen keine oder doch nur wenig Notiz. Ein großer Theil, ja wahrscheinlich die Mehrzahl der Aerzte kurirte zu der Zeit, wo der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, noch nach Vorschriften älterer Methoden, nach Anweisungen der Chemicatiker, nach den Rezeptbüchern der Paracelsisten oder nach Brocken und Resten von aller dieser Schulen Tischen zusammengenommen, und die neben ihnen arbeitenden, von keiner Gesundheitspolizei überwachten und beschränkten Medikaster, Volksärzte, Marktschreier und Wunderdoktoren operirten, wenn sie überhaupt etwas wußten und nicht bloße Schwindler waren, sogar mit Nachklängen aus der Medizin des Mittelalters. Man kann sich diese Zustände nicht schlimm genug vorstellen. Selbst manche Hof- und Leibmedici waren nicht viel besser als Ignoranten und Charlatane, und was sich der Bürger und Bauer in seiner Leichtgläubigkeit bieten ließ, übersteigt alle Grenzen.

In den beiden Reden „von der Charlatanerie oder Marktschreierei der Gelehrten“, die Johann Burkhardt Mencke, Professor der Geschichte und kurfürstlicher Historiograph zu Leipzig, 1713 und 1715 bei Magisterpromotionen hielt*), lesen wir unter Anderem Folgendes:

„Man erzählt sonst von Carolo Batino, daß, als sich selbiger zu Basel bei einem Medico aufgehalten, er von ungefähr dessen Sohn, einen jungen Studiosum Medicinæ gefragt, wie viel Theile der Arzneikunst wären. Da nun dieser der gemeinen Ordnung nach geantwortet: viere, nämlich die Physiologie, die Pathologie, die Semiotik und die Therapie, so hat Batinus den fünften Theil, welchen er zugleich vor den vornehmsten ausgegeben, nämlich die

*) Vgl. Moriz Busch: „Die gute alte Zeit“ (Leipzig, 1878, Grunow, 2 Bände), ein Werk, das wir allen Freunden kulturhistorischer Lektüre als einen lehrreichen, lebensvollen und wohlgeschriebenen Beitrag zur Kunde der Verhältnisse und der Denkart des deutschen Lehr-, Wehr- und Nährstandes im 17. und 18. Jahrhundert angelegentlich empfehlen.

Marktschreierei oder Charlatansgriffe hinzugesetzt, weil derjenige, so diese nicht verstünde, nimmermehr den Namen eines geübten Medici verdienen könne. Und zwar hat Patinus nicht übel geurtheilet. Denn daß ich derer Herumläufer und Marktschreier nicht einmal gedenke, welche auf öffentlichen Straßen und Gassen auf ihre Gerüste treten, damit sie den Böbel betrügen und ihm Ziegelstaub vor goldne Pulver verkaufen mögen, so frage ich, wie viel wohl auch rechte Medici seien, welche nicht allenthalben ein großes Sehet ihr, meine Herren ausschreien und von ihren Seel- und Lebenskräfte bringenden Herzstärkungen, Groß- und Kleinwelt-Geisterischen Säften, Indianischen Wunderölen, hochheiligen Paracelsistischen Panaceen, unschätzbaren Goldtränken, seraphinischen Latwergen, siebenundsiebzigerei Pulvern, Gottes Wundergüte preisenden Otternschmalze und weiß nicht wie viel hundert andere dergleichen mit viel fürchterlicheren arabischen und abracadabrischen Benennungen austaffirten Hülfsmitteln großes Wesen machen.“

Und in der zweiten Rede heißt es:

„Ich eile demnach zu den Ärzten, bei denen vornehmlich die Charlatanerie so gewöhnlich und einheimisch ist, daß es sehr schwer fällt, einen rechten ehrlichen Medicum von einem Marktschreier und Betrüger zu unterscheiden. Denn es ist bekannt, daß viele der vornehmsten und berühmtesten selbst bekennen, es sei diese Kunst sehr ungewiß, schlüpfrig und mangelhaft, da nicht nur die rechten Ursachen der Krankheiten größtentheils unbekannt bleiben, sondern oft auch ihre bewährtesten Mittel die gehoffte Wirkung versagen. Daher man beinahe auf diese deuten könnte, was ehemals Cato von den Wahrsagern geurtheilet hat: er wundere sich nämlich, daß einer den anderen ohne Sagen könne ansehen. Die bekannte Formel bleibt doch ihr gewöhnlichstes Rezept:

Si vis sanari de morbo nescio quali,
Accipias herbam, sed quam vel nescio qualem;
Ponas nescio quo, sanabere nescio quando.

Denn ob sie gleich in allen Dingen unerfahren sind, so pflegen sie nichtsdestoweniger ihre Pillen, Siruppe, Tropfen und andere köstliche Sachen als große Geheimnisse und allgemeine Hülfsmittel jedermann dermaßen einzuloben, daß man meinen sollte, sie wären vermögend, die Todten selbst aufzuwecken. In dessen bringen sie aber doch ihrer ungezähmten Freiheit nach viel Menschen recht lieberlich um das Leben und sind darinnen glücklich, daß die angeschlagenen Kuren von der Sonne erleuchtet und bekannt gemacht, die unglücklichen Zufälle aber mit Erde bedeckt werden.“*) — „Weil sie auch wohl wissen, was

*) Man vergleiche hiermit, was Cervantes seinen Licenciado Vidriera sagen läßt: „Der Richter kann das Recht verdrehen, der Advokat eine schlechte Sache vertheidigen, der Kaufmann uns um unser Geld betrügen, keiner von ihnen aber darf uns ungestraft das

die Einbildung vermag, so erheben sie bald wie Renelm Digby ihr sympathetisches Pulver, bald sammeln sie wie Leonhard Turneiser*) die Kräuter unter gewissen Himmelskonstellationen ein, bald erfinden sie wie Johann Floyer neue Pulsuhren, womit sie deselbigen Bewegung untersuchen, oder kosten auf gut marktchreierisch den Urin und beurtheilen aus dessen Farbe, Beschaffenheit und Geschmack die Krankheit."

Selbstverständlich trifft diese Schilderung der Askulapspriester jener Zeit nicht alle Mitglieder der Kunst. Aber wo ein solcher Arzt nicht andere täuschen wollte, täuschte er vielfach sich selbst; denn die medizinischen Kenntnisse, die er besaß, waren mit krassen Irrthümern gemischt, und überall ging neben dem Wissen der Aberglaube her. Noch um das Jahr 1720 gab es, wie wir aus der Doktordissertation „De superstitione medica“ ersehen, trotz der inzwischen erfolgten Entdeckungen eine große Anzahl von Heilkünstlern, welche den seltsamsten Meinungen vom Leben, von der inneren Einrichtung des Menschen, vom Wesen der Krankheiten und den Mitteln zu deren Hebung huldigten, und nicht selten fanden gerade diejenigen neuen Lehren den meisten Beifall und die ausgebreitetste Anwendung, welche den wenigsten Anspruch darauf hatten. Noch um das obengenannte Jahr glaubten deutsche Aerzte, daß das Leben im Blute zu suchen, daß es, wie Paracelsus verkündet, ein „subtiler astralischer Balsam“, eine „eingeschlossene Luft“ oder ein „eindringender Salzgeist“ sei. Selbst gelehrte Mediziner wollten die Meinung nicht von sich weisen, daß Krankheiten angezaubert werden könnten und mit dämonischen Mächten zusammenhängen. In der Praxis begannen fast alle Aerzte ihre Kur mit einer „Vorbereitung“ des Kranken durch Abführungsmittel und Blutentziehungen, zu denen sein Zustand durchaus keinen Anlaß bot. Es gab ferner eine Menge von Arzneien, die Alles kuriren sollten, und zwar nach fester Ueberzeugung dessen, der sie verordnete. Nicht wenige lebten der Ansicht, der Angelpunkt, um den sich jedes Heilverfahren zu drehen habe, sei das Herz, und dieses müsse mit besonders kostbaren Medikamenten, Perlen, Edelsteinen, Silber und vor Allem mit Gold verwahrt und gestärkt werden. Das Aurum potable galt lange Zeit für ein Universalmittel. Nach einer Quittung von Ferrault de Bonnel, dem Hofalchymisten Ludwig's XI. von Frankreich, war dies schon im fünfzehnten Jahrhundert und nach einem Dispensatorium der medizinischen Fakultät von Paris noch zu Ende des achtzehnten unter gelehrten Aerzten der Fall. Zahlreich waren die Heilmittel, welche man dem Thierreich

Leben nehmen. Nur die Aerzte haben dieses Vorrecht: sie können uns ohne Bedenken mit ihren Mitteln umbringen, und ihre Fehlgriffe kommen nie an's Licht, weil die Erde sie sofort bedeckt."

*) Ein Paracelsist, der einige Zeit kurbrandenburgischer Hofmedikus war.

entnahm: Fuchslunge sollte in Schwindsuchtsfällen, die Eingeweide des Wolfs sollten bei Kolik, Elenthierklauen und Menschenblut bei der Fallsucht, Theile vom Hirsche bei Vergiftungen gute Dienste leisten. Man schrieb den Mumien Heilkräfte zu, man bereitete „magnetische“ Salben, und man nahm bei seinen Kuren — vorzüglich bei chirurgischen — Rücksicht auf einen vermeintlichen Einfluß der Gestirne. Der Leipziger Arzt Michaelis heilte mit einem in seinem Besitze befindlichen Stück Narwalzahn, das er für ein Stück vom Horne des fabelhaften Einhorn hielt, alle erdenklichen Gebrechen. Wie andere Wunderdoktoren der Zeit unserer Urgroßväter verfahren, mag uns Gotthelf Greiner, der Erfinder des Thüringer Porzellans, erzählen*), der von 1732 bis 1797 lebte. Derselbe berichtet, wie es scheint aus dem ersten oder zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges:

Ich war zu eifrig in der Arbeit (als Glasfabrikant) und strengte mich zu sehr an, hatte wohl auch in der Erhizung einen kalten Trunk gethan. Ich wurde zwar nicht bettlägerig, aber krank war ich doch. Meine Beine geschwollen, und Wasser drang mir in die Nase und die Augen, wenn ich mich niederbückte. Auch bekam ich kurzen Athem. Da wurde meiner Frau recht bange und mir auch. Alle glaubten, ich hätte die Wassersucht, und obgleich ich kein Bier- und Weintrinker war, so glaubte ich es endlich selber. Mir war zu Muth, als arbeitete ich am Rande meines Grabes. Kein Arzt der Gegend konnte mir helfen. Da traf sich's, daß ein berühmter Doktor, Neß genannt, auf die Steinheide kam. Dem schickte ich durch einen meiner Glasmacher ein Gläslein voll von meinem Urin, ging aber voraus zu ihm, bloß um zu hören, was er dazu sagen würde, und ließ ich nicht wissen, daß ich selber der Kranke war. Als mein Glasmacher ihm das Glas übergeben und wörtlich ausgerichtet hatte, was ich ihm aufgetragen, sprach der Doktor: „Lieber Freund, sag' Er diesem Manne, es wäre schade um seine Frau und Kinder. Er soll sich vor seinem Ende noch ordentlich was zu Gute thun; denn länger als ungefähr noch einen Monat wird er nicht mehr leben. Der arme Mensch hat in zu großer Erhizung einen kalten Trunk gethan, das Wasser steht ihm an der Lunge, und die muß deswegen verfaulen. Doch ich will ihm ein Glas Arznei geben, diese mag er brauchen; er wird aber wohl kein Medicament mehr begehren.“

Ich blieb noch bei ihm in seinem Laboratorium, nachdem mein Glasmacher fort war, und sagte zu ihm, ich wäre ein guter Bekannter dieses Kranken

*) Vgl. dessen Autobiographie in der Schrift von Fleischmann: „Kulturhistorische Bilder aus dem Meininger Oberlande“ (Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung, 1876), S. 38 ff. Auch sonst ein lesenswerthes kleines Buch.

Mannes, und er möge ihm doch etwas bessere Arznei als die gewöhnliche geben, damit er womöglich am Leben erhalten würde. Da sprach er zu mir: „Ich wüßte keine andere bessere Arznei als die in der großen Flasche da vor Ihm, damit könnte er sich wohl noch etliche Wochen hinflücken.“ Nunmehr gestand ich ihm, daß ich der Patient selber sei und nur hätte hören wollen, was er von meiner Krankheit hielte. Da fiel er mir um den Hals und rief: „Wahrhaftig, Sie sein am Ende Ihres Lebens, aber noch ist einige Rettung möglich. Hier, dieses ist das einzige Mittel. Da Sie noch jung sein, so müssen Sie täglich drei bis viermal Menschenfett essen. Ich will Ihnen gleich ein Glas voll zurecht machen. Gehen Sie einstweilen in die Stube.“ Ich ging dann in die Stube, und dort überbrachte er mir ein Glas und sagte: „So, das gebrauchen Sie gehörig, und dann sagen Sie mir, ob Sie Besserung spüren.“ Darauf ging ich mit meinem Glasmacher nach Hause. Dieser Doktor war auch ein Bruchschneider, von dem die Leute behaupteten, daß jeder Mensch, den er kurire, geneso, ausgenommen allemal der neunte, der müsse sterben. Auch führe er nur zweierlei Arznei mit sich.

Mein Menschenfett mußte ich vor dem Einnehmen jedesmal erwärmen. Dabei blieb es mir immer an den Lippen hängen. Nachdem ich es mehrere Tage hintereinander eingenommen hatte, wurde mir ekel; denn ich dachte an die Menschen, von denen das Fett herkam. Ich ging also wieder zu dem Doktor und klagte ihm meine Noth mit der Arznei, und daß mir davor graute, weil Menschenfett drin wäre. „Ja, ja,“ erwiderte er, „es ist auch Menschenfett, Sie brauchen sich aber nicht davor zu ekeln, ich habe es selbst ausgekocht und zwar aus einem jungen Frauenzimmer, und es ist ganz reinlich damit umgegangen worden. Die Person hatte ihr Kind umgebracht, dafür wurde ihr der Kopf abgeschlagen. Der Herzog von Gotha hat mir sie geschenkt, und ich habe seinen Prinzen, der vom Pferde gestürzt war und sich die Brust eingedrückt hatte, mit dem nämlichen Fette kurirt. Dasselbige ist eben jezo auch vor Ihnen recht passend. Ich kann Ihnen übrigens die Haut von jenem Frauenzimmer zeigen, auch das Skelett hängt oben in meiner Kammer.“ Ich wollte mich doch gerne überzeugen, ob das alles wahr sei, und so bat ich ihn, mir die Haut zu zeigen. Da brachte er mir dieselbe getragen, und ich erschrak ordentlich darüber. Sie war fein gahr gemacht, auch waren die Brüste; Warzen, Finger und Fußzehen daran noch ganz deutlich zu sehen. Das Skelett mochte ich nun nicht mehr in Augenschein nehmen; denn ich war nun erst recht ekelhaft geworden und sagte ihm, daß ich jezt gar nicht mehr im Stande wäre, von jenem Menschenfett einzunehmen. Da antwortete er: „Nun, so lassen Sie es bleiben, wenn Sie lieber sterben wollen.“ Ich bat ihn, sich zu besinnen, ob er mir nicht etwas Anderes geben könnte, das mir hälfe. Nach

einigem Besinnen meinte er: „Na, Sie könnten es einmal mit Muttermilch probiren.“ Das sollte ich alle Tage fünf bis sechs Mal einnehmen. Ich könnte mir ja eine Amme halten, und übrigens hätte meine Frau ein säugendes Kind so ginge es am Ende, daß ich an ihr tränke. Darauf erklärte ich ihm, daß ich auch darin ekelhaft wäre, und daß es mir schwer fallen würde, mich dazu zu verstehen. Ob er mir denn weiter gar nichts anrathen könnte. „Nein,“ sprach er, „dieß ist das Allerletzte. Sie könnten indessen wohl noch Kräuterwein probiren, doch damit geht die Genesung zu langweilig vor sich.“ Ich sagte, daß ich's mit dem Wein versuchen wollte, und er schrieb mir die Species dazu auf, und diese ließ ich mir dann aus der Apotheke holen. Ich goß wohl fünf Maß Wein darüber, mochte aber dieses Getränk auch nicht; denn es ekelte mich gleichfalls an. Was sollte ich nun thun? Meine Frau hatte wohl Milch, aber mir graute davor. Endlich, da es sein mußte, entschloß ich mich doch dazu. Ich probirte es also, nahm von meiner Frau Milch und trank sie. Meine Sophie bekam dann immer mehr Milch, und ich trank alle Tage, was sie von der Säugung des Kindes erübrigte. Als sie dasselbe entwöhnt hatte, trank ich ihre Milch allein wohl zwei Monate lang. Ich wurde davon auch nach und nach wieder gesund. Da nun meine Frau Ruhme Lauterbachin in Alsbach auch Gelegenheit bot, mir Milch von ihr abzulassen, so machte ich davon ebenfalls Gebrauch. Sie schickte mir alle Tage beinahe ein Maß voll, und so trank ich Muttermilch, bis auch sie keine mehr hatte. Ich aber war davon ganz gesund geworden, sodaß ich wieder arbeiten konnte wie früher. —

Im zweiten Anhang zu Grimmelshausen's „Simplicissimus“ erzählt der Held, wie man ihn zu einem reichen Kranken ruft, dem man vergeblich das Nasenbluten durch — Blutentziehung zu stillen versucht hat. „Denselben fand ich mehr todt als lebendig; denn er sah schon bleich, grün und bleifarben aus. Es stund ein Kübel voll Blut dort, das ich auf fünfunddreißig Mezen schätzte, ohne dasjenige, so allbereits anders wohin verschüttet worden.“ Man hatte ihn erschreckt, ihn mit kaltem Wasser begossen, ihm kühlende und zusammenziehende Sachen eingegeben, ihm Brust, Arme und Schenkel zusammengeschürt und ihn dann wieder mit Aderlässen und Schröpfköpfen bearbeitet. Alles vergeblich, „er fiel aus einer Ohnmacht in die andere“. Da hilft ihm endlich Simplicissimus „vermittelst der Sympathia“, indem er dem Kranken aus dessen eigenem Blute einen „köstlichen Schnupftabak“ bereitet. Diese Kur wird um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vollzogen, sie wäre aber auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten nichts Ungewöhnliches gewesen.

Den meisten Schaden thaten wohl die wandernden Charlatane, die das Lied vom Doktor Eisenbart verspottet, und die vorzüglich als Bruch-, Stein- und Wurmschneider, dann als Zahnbrecher und Verkäufer von wunderwirkenden

Theriakern, Latwergen, Pillen und Elixiren von Markt zu Markt zogen und vorzüglich den kleinen Mann um sein Geld und seine Gesundheit betrogen. Ein solcher Doktor Eisenbart oder Wurmbbrand ist gewöhnlich ein gravitätscher Herr mit einer stattlichen Wolkenperücke und einer großen Hornbrille, die den grundgelehrten Mann verkündete. Er trägt einen scharlachrothen oder zeisiggrünen Rock mit Goldtreffen, einen Dreispiz und einen Galanterie-Degen. Aus den Armen schauen ihm Spitzenmanchetten, aus der langschößigen Weste drängt sich ein anspruchsvoller Busenstreif hervor. Die Finger zieren Ringe mit blizenden Steinen, die unecht sein können wie seine Medikamente. An den Schuhen blinken dicke silberne Schnallen. Er kündigt sich als der weltberühmte Medikus und Chirurgus Puffnuzius Bombastus oder Schnauzius Rapuntius von Neapolis, mehrerer Fakultäten Doktor, als weitgereister, auch in den geheimen Wissenschaften erfahrener Mann in Reden an, die zuweilen mit lateinischen und griechischen Floskeln gespickt sind, und sieht mit unverschöner Geringschätzung auf die niederen Branchen des Geschäftes, die kleinen Theriakfrämer, herab, denn er kann sich einen oder mehrere Bediente halten und zieht wohl gar in eigenem Fuhrwerk zu Markte.

Ein anderer Unterschied freilich besteht zwischen ihm und den weniger anspruchsvoll auftretenden Kollegen von der Kunstgenossenschaft der Quacksalber in der Regel nicht. Er ist gewöhnlich derselbe Gauner, nur schneidet er im höheren Stile auf, und während jene ihre Waare auf einem einfachen Tische oder in einer unscheinbaren Bude ausbreiten und mit ein paar Taschenspieler-Stückchen oder dem einen und dem andern wenig Geschick und Kenntniß erfordernden chemischen Experiment die Menge anlocken und fesseln, perorirt er von einer prunkhaft ausgestatteten Bühne zu den Massen oder führt, um die Augen der Leute auf seine Leistungen und seinen Handel zu lenken, förmliche Komödien, in denen seine Diener, mitunter auch seine Frau oder sonst ein Kompagnon mit ihm auftreten, als Vorspiel der Anpreisung seiner eigentlichen Künste auf. Bilder mit Wunderkuren, die seine Panaceen verrichtet haben sollen, mit ungeheuerlichen Operationen, die seine angeblich stets glückliche Hand vollzogen, Gläser mit Schlangen, Skorpionen, Bandwürmern oder Mißgeburten in Spiritus müssen ihm wirthschaften helfen. Häufig läßt er sich durch Trommelschlag in den Gassen oder durch Trompetenschall von seinem Gerüst herab der staunenden Welt der Markt- und Meßleute als der große, Alles heilende, kaiserlich, königlich, kurfürstlich, desgleichen päpstlich privilegirte Magus ankündigen.

Viele von diesen Industrierittern sind Italiener, die das Deutsche nur radebrechen, aber sich auf bezeichnende Geberden verstehen und das, was in ihrer Rede undeutlich ist, durch einzelne pomphafte und eindrucksvoll dahin-

rollende Sätze auszugleichen wissen. Andere nennen ein deutsches Dorf oder Städtchen ihre Heimat und waren vordem Schweineschneider oder Barbier. Ein solcher Marktschreier war ein gewisser Fuchs, der 1742 während des Hamburger Herbstmarktes als „Augen-, Bruch-, Stein-, Wurm- und Wundarzt mit Kopf-, Brust- und Magnetrisineth und spanischem Bagirbrod“ erschien und mit seinem Hanswurst und drei Haiducken allerlei Poffen und Schwänke aufführte.

Manche von diesen fahrenden Medikastern verkauften neben ihren angeblichen Arzneien — unter denen der Theriak, ein Gemisch aus Opium, spanischem Wein, Honig, Baldrian, Angelikawurzel, Meerzwiebel, Zittwer, Zimmt, Kardamom, Myrrhe und Eisenvitriol, lange Zeit die erste Stelle einnahm — auch Liebestränke, Schönheitsmittel, Brillen und Amulette. Der eine hatte Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen Zahnweh feil, ein dritter „Philosophen-Del“ oder „die Quintessenz, womit man bald reich werden kann“. Wieder ein anderer Schwindler pries eine Salbe zur Stärkung des Gedächtnisses oder Rücken fett gegen die Schwindsucht an, alle aber fanden mehr oder weniger Liebhaber für ihre Karitäten. Die meisten trieben dabei die Kunst des Ausziehens schadhafter Zähne, die mittelst Kneipzange oder Schlüssel delikat entfernt wurden, was natürlich unter freiem Himmel auf der Schaubühne vorgenommen wurde. Nur ernstere Arbeiten der Chirurgie, z. B. Steinoperationen, wurden im Hintergrunde des Gerüstes in einem Verschlage vollzogen, und der Poffenreißer, der den Doktor als Famulus begleitete, mußte dann durch Bocksprünge und grobe Späße das Publikum bei schallendem Gelächter erhalten, so daß es das Angstgestöhn und Schmerzgeheul des gepeinigten Patienten nicht zu hören bekam. Anatomische Kenntnisse hatten diese Bruch- und Steinschneider nur in seltenen Fällen. Die Regierungen aber störten sie in ihrem Gewerbe nicht. Und so blieb es bis nahe an unser Jahrhundert heran, namentlich in den Zwergstaaten Franken's und Schwaben's, und groß war das Unheil, welches diese Empirici mit ihrer dreisten Unwissenheit, die unbefangen sich an die schwierigsten Operationen wagte, unter Bornehmten und Geringen anrichteten. ☉

Aus dem Reichslande.

Sie wollen nach langer Zeit wieder einmal etwas aus dem Reichslande hören? Gern, das heißt eigentlich nicht gern, denn der Kern der Frage wird von so zahlreichen Staubwirbeln umgeben, daß es nicht immer angenehm ist, sich mit derselben zu befassen. Immerhin sollen Sie etwas aus dem schönen